

(Nachdruck verboten.)

52]

Die flucht.

Von R. Bagynowski.

Die Ruder senkten sich, und wieder begann das Boot in regelmäßigen Absätzen zu beben und das Wasser mit leisem Säufeln zu teilen. Sie fuhren schnell weiter, Schaumhügel, Gebüsch und vom Hochwasser getriebene Holzklöße hinter sich lassend. Bald hatte der rotbraune Abhang die Aussicht auf das Tschurdschnital verdeckt und neue, unbekannte Bilder tauchten vor ihnen auf. Sie erblickten mächtige Felsen, kamen an niedrigen, mit Wasserweiden bewachsenen, jetzt überschwemmten Sandbänken vorbei und an den Mündungen reißender Nebenflüsse, die von angeschwemmten Bäumen und ausgerissenen Wurzeln verstaubt waren. Sie mühten sorgfältig auf jedes Hindernis achten, auf Steine, auf übereinandergewälzte Stämme und andere Ueberraschungen, die ihnen überall in dem unbekanntem Strombett auflauerten. Niehorski ließ keinen Blick von der Oberfläche des Flusses. Die Ruderer waren über und über mit Schweiß bedeckt. Die anderen sollten schlafen, um auszuruhen, ehe die Reihe an sie kam, aber niemand schlief. Alle schwiegen, denn das rätselhafte Betragen Arkanoffs war ihnen tief zu Herzen gegangen, und es war ihnen zu Mute, als führten sie einen Toten mit sich fort. Eugenie lag noch immer am Boden und schluchzte.

„Ich kann das nicht länger aushalten! Ich werde ins Wasser springen!“ rief Krassuski polnisch zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, indem er sich an Niehorski wandte. Dieser zuckte zusammen und ohne den Blick von der vor ihm liegenden Bahn zu wenden, begann er schnell und entschieden:

„Meine Herren, das ist umsonst! Komme, was da wolle, aber es kann unmöglich so weiter gehen. Und sollte alles scheitern, so können wir den Genossen nicht hier lassen. Wir haben kein Recht dazu!“

„Die Umkehr wird uns zugrunde richten. Es ist möglich, daß man in der Stadt schon etwas gemerkt hat!“ sagte Pietroff.

„Er hat selbst nicht mit wollen!“ flüsterte Glišberg.

„Aber vielleicht will er jetzt mit; es ist auch möglich, daß irgend ein Irrtum vorliegt. Und wenn es wirklich so wäre? Können wir sein Schicksal auf unser Gewissen laden? Wir müssen ihm die Möglichkeit bieten, sich uns anzuschließen! Ich glaube nicht, daß unser Vorhaben schon entdeckt ist, aber ich bin sicher, daß die Verfassung, in der wir unsere Reise antreten, uns wirklich ins Verderben bringen wird. Ungestrast richtet man keinen Menschen zugrunde.“

„Wenn Arkanoff jetzt nicht einwilligt, dann ist's was anderes. Dann fahren wir ohne ihn weiter!“ sprach Niehorski. Alexandroff nickte zustimmend, Samuel und Woronin schlossen sich den beiden an. Eugenie blickte dankbar und hoffnungsvoll zu den Sprechenden auf.

„Ja, Sie können recht haben! Vielleicht hat er selbst nicht gewußt, was er tut! Wir müssen uns irgendwo im Gebüsch verstecken und zwei von uns müssen ihn holen!“ entschied Jan.

Sie suchten nach einem Versteck und ratschlagten, wer fahren solle. Endlich wurden Samuel und Niehorski dazu erwählt.

Bald fanden sie in der Richtung von Burumut einen alten, dicht bewachsenen Flußarm, der jetzt voller Wasser war. Unter den Zweigen hindurch zogen sie die „Königin“ tief hinein, banden sie fest und machten den Nachen bereit.

„Aber erst müßt Ihr mich ans Ufer bringen! Ich will gehen und das Kleinzeug noch mal umarmen!“ sagte Herr Jan.

„Am Gottes willen, komm nur schnell zurück! Halt' uns nicht auf.“

„Ich werd' schon wiederkommen, 's ist nicht weit von hier, keine zehn Werst! Und meinen Tabak nehm ich mir auch mit, den hab' ich vergessen!“ beruhigte sie Herr Jan, indem er die „Doppelflinte“ lud.

Krassuski brachte sie der Reihe nach ans Ufer, und die anderen frühstückten und legten sich dann schlafen. Die Sonne blickte durch das feine Neb, das die Zweige bildeten, auf sie hernieder und wärmte sie sanft; der Wind rauschte in den Ästen über ihnen, und unten gurgelte der wasserreiche Fluß. Vom

fernen Lande her drang das Pfeifen und Sirren von Millionen von Vögeln an ihr Ohr, die sich des Lebens freuten und um Futter und Liebe kämpften. Ab und zu schwebte eine rosenfarbene, gleichsam im Morgenrot gebadete weiße Möwe im sonnendurchfluteten Aether über ihnen und stieß, wenn sie die Schlafenden erblickte, vor lauter Erstaunen einen grellen Schrei aus; zuweilen flog ein brauner Adler oder ein bunter Sperber über ihren Häuptern von Fels zu Fels und warf unterwegs seinen scharfen Schatten auf die Flut. Hin und wieder sprang irgendwo ein Fisch in den Wellen auf. Nur Eugenie schlief nicht und auch Krassuski konnte nicht einschlafen, obgleich er die Decke über den Kopf gezogen hatte.

„Herr Krassuski, sie sind da!“ sagte Eugenie endlich.

Krassuski stand auf, erblickte drei Gestalten am Ufer und sprang in den Nachen. Arkanoff war der erste, den er zurückbrachte.

Dieser war so alt geworden, als wären Jahrzehnte vergangen, seitdem er Abschied von seiner Frau genommen. Zusammengesunken, die Wangen eingefallen, stürzte er zu Eugeniens Füßen nieder und schämte sich der strömenden Tränen nicht, die seinen Augen entfloßen. Die anderen wandten sich ab von ihnen und sahen zu, wie Krassuski die zurückgebliebenen Genossen im Nachen herüberholte. Unterdessen ertönte auch Jans feder Pfiff am anderen Ufer. —

21.

Solange der Fluß nur ein Strombett verfolgte, ging es den Flüchtlingen leidlich. Von den reißenden Fluten des Hochwassers getrieben, strichen sie leicht über die Tiefen. Eine gewisse Schwierigkeit boten nur die „Stiere“, senkrecht, direkt aus dem Wasser aufsteigende Felsen, an die die Strömung mit furchtbarer Macht anprallte, um dann brausend zurückzuschwellen. Aber Niehorski entpuppte sich als ausgezeichnete Steuermann und die „Königin“ als tadellos folgendes Schiff. Nach einigen Proben getrauten sie sich, um ihre Kräfte zu schonen, so nahe an diese Felsen heran, daß die gewöhnlich auf den Gesimsen nistenden Vögel laute Warnrufe erhoben. Wenn sie vorbeigeschifft waren, umkreisten ganze Schwärme von Uferschwalben, Fischweihern und anderen unbekanntem Vögeln die Säupter der Felsen, von deren Kanten sich gewöhnlich einsame Bäume hinabneigten, um ihr eigenes Spiegelbild im Wasser zu betrachten. Einmal scheuchten sie einen Bären auf, der ins Wasser sah und sich erstaunt auf die Hinterpranken stellte, als er das bemannte Boot — ein ihm völlig fremdes Schauspiel — vor sich erblickte.

Sie waren wohlgenut. Am Bord summt der Samowar und zwei Ruderer kamen alle vier Stunden an die Reihe. Sie hatten zwei Steuerleute: Niehorski, dem sie die Leitung des ganzen Unternehmens anvertraut hatten und Pietroff, der an der Wolga geboren und nicht ganz unbekannt im Schifferhandwerk war. Krassuski und Alexandroff, die wohl mehr Talent zu solchen Dingen hatten, wurden ihrer Ausdauer und Kraft wegen an die Ruder gesetzt. Diejenigen, die nichts zu tun hatten, aßen und schliefen.

„Alles übrige wird in unserem Staate von der Wasserzehrur verboten. Scherze sind erlaubt, aber sie dürfen nicht unmäßig sein.“ lachte Niehorski, indem er versuchte, eine wichtige Miene aufzusetzen.

Nur die Ruderer erfreuten sich verschiedener Privilegien und sangen manchmal aus voller Kehle.

„Still! Ihr werdet die Schlafers wecken!“ wollte Alexandroff den Sängern anfangs Einhalt gebieten.

„Wer aufwacht, der muß zur Strafe eine Stunde länger rudern!“ entschied Jan. Die Drohung hatte die erwünschte Wirkung. Alle schliefen ausgezehret, ohne sich vom Gesange, vom Rauschen der Wellen, vom Schankeln des Fahrzeuges oder dem fortwährenden Herumläufeln der Wachenden, die bald dies, bald jenes holen wollten, stören zu lassen. Dabei trat ein solcher, am Bootstrande entlanggehender Spaziergänger oft notwendigerweise auf einen der schlafenden Genossen. Besonders tat sich der krummbeinige Mußja darin hervor.

„Das geht mir denn doch über die Gutschmür! Ich habe geschwiegen, wenn Du mir auf dem Magen, auf den Händen oder auf den Füßen herumtrampeltest, aber jetzt bist Du mir auf die Nase getreten! Ich protestiere gegen solche Neuerungen!“ fuhr Alexandroff endlich auf.

Musja mußte also stillsitzen, die anderen aber durften mir auf Befehl des Steuermanns von einem Ende des Bootes zum anderen gehen.

Unter allen Liedern war das energische „Gange!“ Jans anfangs am beliebtesten, da es sich dem Rhythmus der Ruderschläge genau anpaßte. Auch wurden Bruchstücke der „Drapeau rouge“, eines französischen revolutionären Hymnus im Chöre gesungen, der zu jener Zeit weder ins Russische noch ins Polnische überetzt war, dessen sich Musja jedoch stückweise erinnerte; dann kamen verschiedene Volkslieder an die Reihe, aber sie wurden endlich alle von dem wehmütigen Liede verdrängt, das Samuel eines Tages gedichtet hatte, und das folgendermaßen lautete:

Nacht ist dunkel über die Erde gebreitet,
Ruhig schlafen die Verfolger und Hasser.
Auf den Wellen weiter das Schifflein gleitet.
Ires Traumlicht der Freiheit spielt auf dem Wasser.

Loise, noch frohlocke Du nicht vertwegen,
Noch bedroht Dich Gefahr, noch lauert Lüge,
Strudel sind und Klippen noch gelegen
Zwischen Dir und dem fernem lichten Glücke.

Stürme lagern noch und Nebel lasten,
Das Gespenst des Hungers grinst Dich belauernd.
Und Dein Schifflein treibt mit zertrümmerten Masten,
Um die hinabgesunkene Mannschaft trauernd.

Hinter Dir, kühner Loise, fühlst Du Schauer
Hundertfältige aus vergangen Tagen:
Auf erhab'nen Seelen lastende Trauer,
Zweifel, die am Mark des Lebendigen nagen.

Schwäche, die Dich wie eine Schlange umwindet,
Plasse Furcht vor dem Wahnsinn, vor dem Verderben,
Die Dich in der Tiefe der Nächte findet
Und macht allen flammenden Mut ersterben.

Drum, Du kühner Loise, laß in die Ferne
Schweifen Deine Falken-Augen, die hellen,
Neben den Gründen zu suchen leitende Sterne,
Offene Wege mitten im Eise der Wellen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Gute Werke.“

Von Lina Leidl.

Freunde! dies ist ein Traum gewesen, ein schöner, den der Zwidmeierbauer von Germudelberg gehabt hat! Einen solchen hat eins nicht alle Tage!

Wütten in den Himmel hat er hineingeschaut, wo alles nur grad so blüht und g'funkelt hat vor lauter Gold und Edelstein und wo das ganze himmlische Gefind' in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit beinander g'wesen ist.

Dem Zwidmeierbauer seine einzige, verstorbene Schwester, die Kathl, ist natürlich auch dabei gewesen.

Er hätte sie aber schwerlich oder gar nicht rausgefunden unter dem Nordshausen himmlischer Gestalten, wenn sie nicht das Maul aufgetan hätt'.

Da hat er sie nachher freilich gleich augenblicklich kennt, an der Sprache.

„Gelt, han Steffel — da schaußt!“ hat sie g'sagt. „Was dies für eine Pracht und für eine Herrlichkeit ist, in dem Himmel heroben! Tāt's Dich nit auch g'lüsten danach?“

„Schon. — Freilich tāt's mich g'lüsten! Recht stark auch noch. Aber, daß ich halt fürcht' ich . . .“

Im Bewußtsein seiner sündhaften Unwürdigkeit hielt der Bauer zögernd inne. Die Kathl hielt es deshalb für angebracht, den Jaghaften tröstend zu ermuntern:

„Halt Dich nur nicht auf, Steffel!“ rebete sie ihm in ihrer altvertrauten, liebevollen Weise zu. „Wannst alleweil recht brav bist und tußt recht fleißig gute Werk', nachher kommst schon in den Himmel! Ich leg' schon eine Fürsprach' ein für Dich und heb' Dir auch ein schönes Plätz auf. Siehst es da — den Stuhl da, den hätt' ich Dir vermeint!“

Damit wies die Verkürzte mit lang' ausgestrecktem, lichtstrahlendem Finger auf einen goldenen Stuhl, der fest neben ihr stand, und der, wie der Bauer eben erst bemerkte, noch unbefetzt war.

„Sternsakra, da muß aber gut sitzen sein drauf! Da muß ich mich freilich recht zusammennehmen, damit daß ich's doch g'wiß einmal probieren kann!“

Mit diesem löblichen Voratz ist der Zwidmeierbauer aus seinem schönen Traum erwacht.

Zwar, es hat sich ohnedem nix gefehlt bei ihm. Er ist eh ein solch braver, gottesfürchtiger Mensch gewesen, daß man grad' suchen hätt' müßer um einen zweiten. Das hat bei ihm überhaupt schon in der Familie gelegen. Denn seit Menschengedenken schon haben auf dem Zwidmeierhof lauter „betende“ und „guttlätige“ Leut gehaunt.

Der Weisung des himmlischen Traumgesichtes zufolge aber hat der gegenwärtige Besitzer des Hofes von jener bedeutsamen Stunde an sich eines noch tugendfameren und frommeren Lebenswandels befleißigt; vor allen Dingen ist er darauf bedacht gewesen, ja recht viele gute Werke zu sammeln.

Nach wenigen Tagen schon ist er an die Berrichtung eines solchen gegangen. Da hat er sich nämlich nach Feierabend, so zwischen „Dunkel und Siehrnichnit“, ins Nachbarhaus näher geschlichen und hat zum Nachbarn-Sepp, der sein ehemaliger Schulkamerad gewesen ist, gesagt: „Du — hast g'hört, Sepp! Ich möcht' gern ein gutes Werk tun, damit daß ich recht viel Glüd und Segen hab' im heiligen Ehtand, den ich jetzt alsbald anzutreten willens bin. — Wirjt eh schon ein Wissen haben drum, gelt, ja?“

„Mhm!“ brummt der Sepp.
„Weil mir nun hauptsächlich da dran gelegen ist, daß ich das gute Werk auch jemanden Würdigen und Bedürftigen angedeihen laß und weil ich Dich soweit als einen ganz richtigen Menschen kenn', drum bin ich auf Dich verfallen. Ich weiß, daß Dir Dein Vater schon lang alleweil gern das Häusl übergeben hätt' und daß Du selber auch gern heiraten tätt', wann Du eine Hochzeiterin auf-treiben könntest auf Euer verschuldetes Sacherl. — Paß auf, da helf' ich Dir jetzt ein bißl drunter! Ich gib Dir tausend Mark, wann Du die Nachbarn-Witterdier heiratst!“

„Quit!“ pfeift der Sepp zwischen seinen gesunden, breiten Zähnen hindurch.

„Brauchst Dich nit aufzuhalten drüber, hast keine Ursach' dazu! Ist ein mentisch sauberes Dirndl, die Hanni! Nutzung, ein Leben wie eine frische Kranawittstauben und arbeiten mag sie wie ein Wilbes! — Na ja — Du kennst sie ja eh, da brauch' ich mich nimmer lang' abzuschwachen!“

Und ob er sie kannte, der Sepp! Die ganze Zeit her, schon seit die Hanni beim Nachbarn in Diensten stand, hatte er ein Auge auf das lebfrische Dirndl; aber das Laster, das hoffährtige, hat ja nit wissen wollen von ihm! Verstehst sich, wenn sich eins auf einen großen Bauernsohn spitzt, da brauch' sich so ein notiger Holznecht, wie er einer ist, nimmer anzumelden.

„Recht ist es ihr auch!“ unterbricht der Zwidmeierbauer den Sepp in seinem Sinnieren. „Ich hab' schon Ridsprach' g'nommen mit der Dirn. Sie sieht es jetzt selber ein, daß sie keine große Bäuerin werden kann, weil sie auch grad' so ein armer Häuter ist, und weil sie nicht einmal recht weiß, wo sie eigentlich herstammt. — Also was ist's? Dist einverstanden mit meinem Vorschlag?“

„Na — wenn's der Hanni recht ist, nachher ist's mir auch ein Ding. Ich seh's auch ein, daß ich auf keinen grünen Zweig komm' und wann ich mich zwanzig Jahr lang schind' und plag'. Auf die Weis' geht's ein bißl g'schwinder.“

„Sell mein ich auch! Mit tausend Mark bist nobel rausgerissen, dies wirjt sehen. Die Hanni, die kriegt nachher noch extra eine Ausfertigung von mir, damit daß sie g'wiß zufrieden sein kann. — Und wann Ihr einmal verheiratet seid, Ihr zwei, nachher nimm ich's auch nit so genau! Da geht's mir auf ein bißl was nie zusammen. Wannst Dir auch diermal einen Sad voll Erdäpfel raus tußt aus meinem Acker oder wannst Dir für Deine Kuh einen Schublaren voll Gras abmäßt auf meiner Wiesen. Dies geht keinen Menschen niemand was an, und wann sich wirklich einmal wer den Schnabel wehen müßt da drüber, nachher sagst ganz einfach: Der Zwidmeierbauer ist ein guter Mann, der hat ein Herz für uns arme Leut' — verstanden?“

Der Sepp hat verstanden und hat nach ein paar Wochen die Hanni geheiratet. Bald nach dem hat auch der Zwidmeierbauer seine glanzvolle Hochzeit mit der Kerschbaumertochter gefeiert, die zwar nicht recht schwer an der „Schöne“, dafür aber desto schwerer an Geld getragen hat. 50 000 Mark hat sie mit in die Ehe gebracht, bare 50 000 Mark!

„Ist doch nit so Zuwideres um ein gutes Werk!“ hat sich der junge Bauer oft dankerfüllten Herzens denkt. „Mit grad', daß man sich einen himmlischen Lohn erwerben kann, man hat mitunter auch schon einen irdischen davon.“

Denn nimmermehr hätte seine Bäuerin ihn geheiratet, wenn es ihm nicht vor der Hochzeit noch schnell gelungen wäre, mittels Geld und guter Worte seinen erblassenden Tugendglanz wieder frisch aufzupolieren.

Ist eh so furchtbar eifersüchtig, das Pieser, das Wüstel! Die, wenn was gespannt hätt' von dem, daß die Vaterfreunden, die der Nachbars-Sepp schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit erlebt hat, von Rechts wegen ihrem Bauern zugestanden wären, die wär' imstand gewesen und hätt' ihm die Augen ausgekratzt!

Oder wenn sie davon ein Wissen gehabt hätte, daß ihr Bauer sich allemal, wenn er dem Sepp sein junges, blühend schönes Weib allein auf dem Felde oder im Holz draußen gewußt hat, hinausgestohlen hat und um die Hanni herumgeschlichen ist wie der Fuchs ums Hühnerloch.

Damit ist zwar noch jemand nicht einverstanden gewesen: der Sepp. Wie dem einmal ein Licht aufgegangen ist da drüber, was der Zwidmeierbauer derselb mit seiner Red' gemeint hat: „Und wenn Ihr einmal verheirat' seid, Ihr zwei, da nimm ich's nachher auch nit so genau . . .“, da ist der Sepp wiederum dem Bauer nachgeschlichen und wie er grad' unversehrt einmal drunter kommen ist, wie sich sein Weib schier nimmer zu retten hat gewußt vor den Zudringlichkeiten des alten Frömmers, da hat er diesen hinten beim Krauwattl packt, hat ihn in die Höh' geschupft, eine Weil in der Luft

herumgebeutelt und dann auf den Erdboden niedergeworfen, wie wenn einer ein junges Kalb hinwirft.

„Du, gelt — jetzt schau, daß Du Deine guten Werk bei wem andern anbringen kannst, ich lang' jetzt schon!“

Der Zwidmeierbauer hat diesen wohlgemeinten Rat dann auch befolgt und hat sich ein anderes, dankbareres Gebiet ausgesucht zur Verrichtung seiner guten Werke.

Eine neue Kirche ist erbaut worden in Gernmudelberg. Zu diesem Zwecke haben die Gemeindeglieder sich erbötig gemacht, freiwillige Gaben beizusteuern.

Der eine Bauer ließ ein Duzend schöne Bäume in seinem Holz abschlagen, der andere verpflichtete sich zur Lieferung von mehreren Tausend Falzziegeln, ein dritter wollte ebensoviele Ziegelsteine brennen, während ein vierter unentgeltlichen Spanndienst zu leisten versprach.

„Und ich schenk' den Sand her, der zu dem ganzen, großen Bau braucht wird!“ übertrumpfte der Zwidmeierbauer die anderen alle. „Dies wird g'wiss net wenig sein! Aber um ein gutes Werk laß ich mich nit anschau'n!“

Vor dem Zwidmeierhof machte sich ein mächtiger Sandhügel breit, von dem der Bauer schon oft gewünscht hat, daß ihn einmal über Nacht der Teufel holen möchte, weil er ihm alleweil gar so stark im Weg umgegangen ist. Abgesehen davon, daß er bei der Einfahrt in den Hof immer die große Reibe um den Sandhügel ausfahren mußte; es wäre auch sein Anwesen viel schöner und viel freier dagestanden, wenn es der Malefizsandbuddel nicht so sehr verschandelt. Schon längst hätte der Bauer ihn gern abtragen lassen, wenn er seine Kasse und seine Dienstboten nicht alleweil zu nötigeren Arbeiten gebraucht hätte.

Nun wird er ihn endlich einmal los, und noch dazu auf so schöne Manier. Ohne Mühe und Kosten, ja, er hat sogar noch direkten Profit davon, da er sich mit seinen Kassen beim Abfahren beteiligt und hiefür Fuhrlohn in Anrechnung bringt. Wenn er eh den ganzen Sand herschenkt, kann doch niemand mehr verlangen, daß er auch noch unentgeltlichen Spanndienst leistet!

So trug auch in diesem Falle das gute Werk seinen Lohn schon wieder in sich.

Gleichwie einem der Appetit beim Essen kommt, also ist den Gernmudelbergern beim Anblick der schönen, neuerbauten Kirche der Eifer zum Beten kommen, so daß der Pfarrer allein die Seelsorge schier nimmer zu bewältigen wußte, und die Anschaffung eines zweiten Geistlichen zur dringenden Notwendigkeit wurde.

Man stiftete deshalb einen Kaplaneifonds. Auch hier zeigte der Zwidmeierbauer sich als den großmütigsten Geber, indem er gleich 500 Mark stiftete.

Gewiß ein schönes Geld, gleich 500 Mark auf einem Fiedl! Bloß einen kleinen Haken hat die Geschichte gehabt. Die 500 Mark sind nämlich schon seit des alten Zwidmeierbauern Zeiten als dritte Hypothek auf das total verschuldete Schusterhäusl eingetragen gewesen und konnten gar nicht mehr oder höchstens nur durch eine Zwangsversteigerung teilweise eingebracht werden.

Das wollte der Zwidmeierbauer sich nun doch nicht nachsagen lassen, daß er die alte Schusterschmiede von ihrem Häusl trieb. Hätte sich auch schlecht zusammengereimt. Er, der größte Guttäter und frömmste Mann von ganz Gernmudelberg und eine solche Hart-herzigkeit!

Wenn aber die Verwaltung des Kaplaneifonds die Versteigerung beantragte, um zu dem geschenkten Gelde zu kommen, so war das eben ihre Sache. Er, der Zwidmeierbauer, hat deswegen doch ein gutes Werk getan.

Der Gemeindebauer geht mit einer Liste im Dorfe herum, um milde Gaben für arme Altbrennte zu sammeln. Spärlich genug fließen die Gelder. Ein Fünferl, ein Zehnerl, wenn's weit geht, 20 Pfennige.

Erst auf dem Zwidmeierhof gibt's einen gehörigen Nachschub. Der Zwidmeierbauer zeichnet immer markweis.

Wie der Einsammler nach viel tausendmaligen Vergeltsgott und überschwänglichen Lobeserhebungen für den splendiden Bauern wieder fort, um ein Haus weiter gegangen ist, hat der Guttäter zu seiner Bäuerin gesagt:

„Gast g'hört, Wilkerl! Grad im Augenblick hab ich 20 Mark hergeben für die Abbranten. Gute Werk muß man tun, weißt! Aber grad' beim Hausdach oben steigt uns die Sach' auch nit rein, gelt nein? Drum mein' ich, daß es gar nit schaden könnt', wenn Du ein wenig dran denken läßt beim Essenlochen. Kannst in die Kuhl und in die Knöbl, die Du für die Eshalten herrichtest, von heut' ab bloß noch ein Ei einschlagen, statt der zwei, die Du sonst allemal aufgeschlagen hast. Und wenn Du es so anscheiden kannst, daß Du gar keins mehr brauchst, nachher ist's noch g'scheiter. In den Schmarrn tußt mir auch einen kleineren Broden Schmalz 'nein, und wenn Du mir zum Wehlstockmachen nochmal die Milch mit samt dem Rahm hernimmst, nachher staub's! Du wirst Dir wohl die Weil nehmen können, daß Du Dir die Milch abbläst, eh' Du sie brauchst! Kannst sie auch diermal ein bißl wässern, von mir aus. Weißt, unsere Dienstboten, die leiden zween dem halber doch noch keine Not. Die können sich doch noch voll anschlampen, wenn's auch oft einmal grad' nit so gut ist, das Essen. Währenddem die armen Abbrandler gar nit haben! — Und überdem, wenn Du meinen Rat-schlag befolgst, tußt Du noch ein gutes Werk dabei. Schau, man

muß nit grad' um das geistliche, sondern auch um das Leibliche Wohl seiner Untergebenen besorgt sein! Man muß auch auf deren Gesundheit eine Bedacht haben, gelt? Und so ein starkes, fettes Essen, wie Du es den Eshalten bis dato alleweil auf den Tisch g'stellt hast, dies ist aber gar nit g'sund! Da könnt' eins leicht zu viel Gall kriegen, weißt!“

Solche und ähnliche gute Werke hat also der Zwidmeierbauer noch einen ganzen Haufen tan, so daß er allen Grund hat, auf das ihm von seiner Schwester in Aussicht gestellte „schöne Plätzl“ im Himmel droben ganz bestimmt einziehen zu dürfen. —

Kleines feuilleton.

e. s. Die Architektur des Kaiser Friedrich-Museums ist die bei uns für solche und ähnliche Gebäude seit Jahren übliche. Pomp, äußere Prachtentfaltung, Wirkung durch verschwenderisch angewandtes Material. Kein neuer Versuch, die Frage der Museumsanlage in selbständiger Weise zu lösen. Ein Reden in den überkommenen Formen der Architektur, und jedes Lehrbuch sagt über diese Formen, daß sie einstmals schön und begründet — waren. Massive Säulen, Palastfenster, lobige Fronten, immer ein Neben im Superlativ. Die Kunst, die in diesem Gebäude vereint ist, paßt gar nicht hierher. Immense Kuppeln liegen breit auf dem Dach, die eine ist schwarz, die andere noch rot, ganz neu. Kuppeln von so unschöner Proportion, daß man erschreckt. Und in der Mündung dieser überdimensionalen, metallenen Käseglode ist in jedem der Abschnitte ein ganz kleines Fensterchen ausgebracht und der winzige Giebel dieses Fensterchens trägt jedesmal eine goldene Krone. Darunter sind die Steinmassen übereinandergetürmt, ohne eine Spur von künstlerischer Disziplin. Wie lange noch wird dieser unaufrichtige Pseudostil, der alte, grandiose Bauten nachahmt und ihre Formwelt billig ausmünzt, bei uns grassieren und unsere Stadt verunschönen? Weshalb sollen gerade wir immer diese Bauten bekommen, die für lange Jahrzehnte unser Stadtbild verhäßlichen? Für jeden Architekten, der nur eine einzige Fachzeitschrift liest, ist es ein Leichtes, einen Einblick in die Bestrebungen zu bekommen, die darauf ausgehen, moderne Formen für unser modernes Empfinden zu suchen. Ja, wir können darüber reden, und wenn es zur Tat kommt, müssen wir solch ein prozogenhaft aufgeblasenes Machwerk über uns ergehen lassen, müssen täglich daran vorbeigehen, und es wird Jahrzehnte lang da stehen.

Beginnen wir mit dem Ersten, das uns ins Auge fällt, dem üblichen Denkmal. Abgesehen von seiner unglücklich gequerteten Lage — es kam gerade noch so stehen, daß es nicht ins Wasser liegt — hat es den einen Vorzug, daß es so bescheiden ist, daß es fast physiognomielos wird. Es ist eben — ein Denkmal. Ein Sodel mit Inschrift, die Inschrift mit Emblemen verziert, theatralisch. In bestimmter Höhe sieht man dann einen Gaul stehen und dieser Gaul schreitet aus. Auf diesem Gaul sitzt ein Feldherr. Auch hier die übliche Pose mit dem auf das Bein aufgestützten Feldherrnstab. Der Helm ist so groß, daß man meint, er müßte über das Gesicht rutschen. Schredlich, daß ein Meißler nichts Besseres zustande bringt! Eine Kollektivausstellung in München in diesem Jahre zeigte eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten. Seine kräftige, ehrliche Art ist hier ganz verbläst. Es ist ein schematisches Werk, kein Kunstwerk.

Der Reiter reitet gegen die Front des Museums, in goldenen Buchstaben liest er dort oben unter dem Sims seinen Namen.

Wir treten nun ein ins Innere. Ein großes Treppenhaus nimmt uns auf. Wir überlegen: sind wir in einem Palast oder in einer Stätte, die stiller Kunstbetrachtung geweiht sein soll? Breite, prächtige Treppen führen nach zwei Seiten hin in das obere Stockwerk. In diesem Vorraum steht wieder ein lebensgroßes Reiterdenkmal, diesmal ganz in Gold. Durch die sogenannte Basilika gelangt man in das hintere, kleinere Treppenhaus. Diese Basilika geht durch beide Stockwerke hindurch. Hier sind Altarnischen eingebaut. Die aufgestellten Altäre kommen nicht zur Geltung. In auffälliger Weise stört das kalkige Weiß des Hintergrundes, auf dem alte Marmorstatuen schmuckig und angeruhrt erscheinen. Die breiten, schematischen Quadrate der Seitenfassaden mahnen in unangenehmer Weise an unsere schablonenhafte Bauart. Jedem Altar ist eine Nische eingeräumt, doch kommt bei keinem einzigen eine reine Wirkung heraus. Tritt man dann in den Seitenflügel, wo alte Holzschmuckereien aufgestellt sind, so erregt die Wandverkleidung hier wahres Entsetzen. Hier sind nämlich die Steinmauern mit grünem Kupfen bespannt und unten ist der Steinsohl noch sichtbar. Tolleres läßt sich nicht denken.

In dem hinteren kleinen Treppenhaus stehen in Nischen die Generale Friedrichs des Großen. Kein Mensch kann sagen, was sie hier sollen.

In einem anderen Raum fällt eine Madonna, eine Holzstatue, besonders auf, die man vor einem knallroten Plüschvorhang sieht hat. Kein Gobelin, kein alter Stoff war anscheinend da. Es mußte dieser lächerlich prunkende, knallige Stoff verwandt werden.

In der Bildergalerie ist besonders bemerkenswert der Wandbekleidungsstoff. Da ist nämlich ein Rot initiiert, wie es in alten Schlößern oft zu sehen ist. Erstens schon: initiiert! Die Arbeiter mühten sich abmühen, daß der Stoff aussah, als sei es alter, abgenutzter Prokat. Tatsächlich aber ist es Leinwand, schablonisiert und zweitens: Rot als Hintergrund für Bilder! Es überschreit ja alle Farben und geht nie mit dem Wilde zusammen. In anderen

Sälen finden wir ein künstlich altes Grün. Mit Behmut denkt man da an die alten einfachen Kabinette. Freilich — jetzt haben die Bilder mehr Raum und das einzelne Werk kommt mehr zur Geltung. Aber wie traurig hängen alle diese Bilder da, in dieser fremden Sphäre, wo sie zur Dekoration herabsinken. Sie sind nicht Zweck. Sie werden verwendet.

Nimmt man zu all dem noch den fürchterlich leuchtenden Fußboden, rot und weiße Fliesen, die von unten heraufblitzen, während weiter oben die Wand sich mit ihrer aufdringlichen Farbe immerfort bemerkbar macht, so kehrt man resigniert den Rücken.

Es ist eine Mißhandlung, diese stillen und großen Werke in diese Räume gebracht zu haben. Das mag ein Prunkpalast sein, es ist kein Museum. Den modernen Museumsbau weiter zu bringen, wäre hier Gelegenheit gewesen. Hier aber sind die Sachen nur als Zweck benutzt.

Überall große Prachtfenster, Ballons, von denen man hinabschauen kann, aber nirgends Ruhe, Bornehmheit, Stille. Der Bau erinnert in seiner Drapierung an den Kaiser Keller oder an ein Warenhaus. Zeitweilig denkt man tatsächlich an die Antiquitätenabteilung bei Berthelm.

Das ist eben der Grundfehler in der ganzen Anlage. Der Architekt hat gebaut und hat sich den Teufel darum gekümmert, wofür er baute. Er hat förmlich in propygen, palastartigen Vorstellungen Orgien gefeiert und die Kunstwerke werden erdrückt, überfahren, ruiniert. Sie hängen und stehen und liegen da und blicken einen traurig an.

Mag dieser Bau für sonst etwas gut sein und passen, ein Museumsbau ist er nicht. Die Sachen kommen nicht zur Geltung. Wenn sie wirken, so wirken sie trotzdem, weil sie nicht tot zu kriegen sind. Es ist unerhört, daß ein Architekt es wagt, so seinen Zweck zu vernachlässigen. Er baut und baut, pflöpft Banalität auf Banalität und Pose auf Pose; was es kostet, ist gleichgültig, und der Museumsleiter kann dann sehen, wie er die Sachen unterbringt. Wer die alten Räume kannte, wird sie zurückwünschen. Daß die Meisterwerke vergangener Zeiten hier als Dekorationsstück verwandt werden, ist kaum glaublich, aber wahr. Alles ist nur Mittel zu Pomp und äußerer Machtentfaltung. —

Medizinisches.

ss. Die Ernährung des kranken Menschen. Die Begriffe der Ueberernährung und der Unterernährung sind in ihrer Bedeutung bekannt genug geworden. Die meisten Menschen essen zu viel, namentlich, wenn sie durch ihren Beruf zu einer vorzugsweise sitzenden Lebensweise gezwungen werden. Die Unterernährung andererseits kann in sozialen Gründen ihren Ursprung haben, wenn jemand nicht die Mittel hat, sich satt zu essen, oder auch in körperlichen, insbesondere nervösen Ursachen. Beim kranken Menschen muß die Ernährung nach ganz eigenen Rücksichten bemessen werden. Bei gewissen Zuständen der Mätrarmut in der Zeit der Genesung von langen Krankheiten sowie bei bestimmten anderen Leiden muß eine Ueberernährung stattfinden. Die Tuberkulösen und solche Personen, die durch erbliche oder andere Veranlagung dazu neigen, schwindelhaft zu werden, haben eine besonders reichliche Ernährung nötig. Bei ihnen geht die Verbrennung im Körper lebhafter vor sich, sie verlieren infolgedessen mehr Wärme, und dies muß daher durch ein Mehr an Nahrungszufuhr ersetzt werden. Andererseits leben diese Kranken auf Kosten des Grundkapitals ihres Körpers, und die Selbstaufzehrung wird allmählich zur Abzehrung. Man pflegt zu sagen, daß schwindelhaftige eine doppelte Ration an Nahrung brauchen, eine zur Unterhaltung ihres Körpers und eine zweite als Heilmittel. Diese nur durch Steigerung der Ernährung, durch Verminderung der Verausgabung des Körpers vermittelst möglicher Ruhe und durch Aufenthalt in guter, freier Luft ist einer der größten Fortschritte der Neuzeit in der Behandlung der Tuberkulose. Gewöhnlich wird sie in Heilstätten ausgeübt, sie kann aber auch im Hause bewirkt werden, jedoch sind Gebuld, Aufmerksamkeit und auch einige Geldmittel dazu nötig. Umgekehrt verlangen manche Krankheiten die Herabsetzung der Ernährung. Personen, die an Gicht, an Aderverfaltung oder an Nierenentzündung leiden, werden ihr Befinden wesentlich verschlimmert sehen, wenn sie sich nicht einer sehr strengen Diät unterwerfen, die sich nicht nur auf die Auswahl der Speisen, sondern auch auf die Verringerung der aufgenommenen Mengen erstreckt. Namentlich bei Aderverstopfung ist eine derartige Behandlung von größter Wichtigkeit. Die damit verbundene Schlaflosigkeit und die quälenden Erschütterungsfälle verschwinden oft wie mit einem Schlag, wenn die Kranken auf eine Milchur gesetzt werden. Zuweilen genügt es, ihnen das Fleisch zu verbieten, um eine erhebliche Besserung des Befindens herbeizuführen. Der menschliche Körper ist zur Erzeugung von Giften befähigt. Viele Nahrungsmittel und besonders Fleisch und Früchte enthalten gleichfalls giftige Stoffe. Im gesunden Körper, namentlich bei guter Beschaffenheit der Nieren, zerstören sich die giftigen Stoffe gegenfeitig. Die Milch enthält wenig Gifte und ist außerdem noch harntreibend, und durch diese beiden Eigenschaften wird sie zum bevorzugten Nahrungsmittel derer, in deren Körper durch krankhafte Zustände Giftstoffe entwickelt werden. Manche dieser Kranken scheiden die Chlorverbindungen schlecht aus, wodurch Wassergeschwülste entstehen, die durch eine Milchur und Vermeidung von Salz beseitigt werden können. Nehulich geht es mit anderen Giften, die infolge unzulänglicher Nierentätigkeit im

Körper aufgespeichert werden und durch Verbot gewisser Nahrungsmittel und durch Bevorzugung anderer bekämpft werden müssen. Beispielsweise wird den Kranken mit chronischer Nierenentzündung im allgemeinen der Fischgenuß untersagt. Bei Brightscher Krankheit werden stärkemehlhaltige Stoffe, Gemüse und Früchte nur mit Auswahl genossen. Zuckerkranken sollen überernährt werden, müssen sich aber auf eine bestimmte Gruppe von Nahrungsmitteln beschränken. —

Bergbau.

— Schwefelgewinnung in Louisiana. Eine eigentümliche Art der Gewinnung des Schwefels ist in Louisiana im Gebrauch und auf der Ausstellung in St. Louis, wie der „Prometheus“ der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ entnimmt, in einem Modell veranschaulicht. Die Schwefellager von Louisiana wurden bereits im Jahre 1865 bei Gelegenheit von Bohrungen nach Petroleum entdeckt, aber deren Ausbeute erst im Jahre 1895 durch ein von H. Frasch in Cleveland, O., angegebenes Verfahren ermöglicht. Der Schwefel kommt in einer etwa 30 Meter mächtigen Schicht mit Beimengungen von Sand und Gips vor; die Sohle dieses Schachtes liegt auf rund 183 Meter unter Tage. Die schwefelführende Schicht ist jedoch von wasserführenden Triebsschichten von großer Mächtigkeit überlagert, durch welche das Abtaufen eines Schachtes bei verschiedenen Versuchen nicht gelingen wollte. Frasch trieb bis zu der Triebsschicht ein Rohr von 330 Millimeter Weite hinab und verringerte hier den Durchmesser des bis auf die Sohle des Schwefellagers hinabzuführenden Rohres auf 203 Millimeter. Das untere Ende dieses Rohres ist siebenartig durchlöchert. In das 203 Millimeter weite Rohr wird ein 76 Millimeter weites und in dieses ein Rohr von 38 Millimeter lichter Weite eingesetzt. Wird nun in den Zwischenraum zwischen dem 76 und dem 203 Millimeter weiten Rohr bis zu 160 Grad Celsius überhitztes Wasser eingeführt, so dringt dasselbe durch die Öffnungen des Außenrohres in die Mischung von Sand und Schwefel und schmilzt den letzteren. Dann wird durch das den Kern des Rohrsystems bildende 38 Millimeter-Rohr Druckluft eingeblasen, welche den flüssigen Schwefel nach Art der Mammuthpumpe in dem 76 Millimeter weiten Rohr emporhebt. Man läßt den flüssigen Schwefel in große, offene Becken fließen, in denen er nach 24 Stunden an der Luft so erkaltet ist, daß er in Würfel zerfällt oder mittels Hade zerkleinert werden kann. Ein Bohrloch soll in der Stunde etwa 20 Tonnen Schwefel liefern und gegen 30 Tage lang ertragsfähig bleiben. Die Gewinnungskosten einschließlich Herstellung des Bohrlochs sollen für 1000 Kilogramm Schwefel sich auf rund 4 Dollar (17 M.) stellen. —

Humoristisches.

— Im zoologischen Garten. Der Kleine Otto: „Vater, ich denke, ein Kamel hat nur einen Buckel, und das hier hat ja zwei?“

Vater: „Na, Du dumme Junge, denkst Du denn, es gibt keine buckligen Kamel.“

— Konzession. „Ist Ihr Herz noch frei?“ „Nein. Aber ich kann's einrichten.“

— Eifersüchtig. Junge Frau (die die Tante erwartet, zum Gatten): „Aber Max, das ist ja die unrichtige, die Du umarmst, und Du suchst Dir natürlich gleich die hübscheste aus!“ („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Die Akademie der Wissenschaften hat eine neue Sammlung, Deutsche Texte des Mittelalters, in Angriff genommen. Die Sammlung wird eröffnet mit dem aus der Stuttgarter Handschrift herausgegebenen „Friedrich von Schwaben“.

— Eine neue holländische Anstalt für plammäßige Durchforschung der Archive Italiens und zur Beschaffung von Quellenstoff für die holländische Landesgeschichte ist in Rom errichtet worden.

— Paul Ernst ist von der Direktion des Düsseldorfer Schauspielhauses für einen Teil der dramaturgischen Arbeiten und für Vorlesungen in Literatur und Kunstgeschichte an der Theaterakademie verpflichtet worden.

— Die Duse hat die „Electra“ von Hofmannsthal erworben. Sie wird das Stück überlegen lassen und die Rolle im Frühjahr in Wien und Berlin spielen.

— „Der lahme Hans“ betitelt sich ein neues Drama von Erich Schläpfer. Es erscheint im Verlag Entsch.

— Gustav Mahlers fünfte Sinfonie erlebte im ersten Gürzenich-Konzert zu Köln ihre Uraufführung. Der Beifall scheint nicht besonders groß gewesen zu sein.

— Das für Hamburg geplante Brahms-Denkmal ist Max Klinger in Auftrag gegeben worden.

— Der kunstgewerbliche Fachunterricht am Gewerbmuseum zu Bremen, bisher ein eng begrenzter Atelierunterricht, tritt mit dem beginnenden Wintersemester in erweitertem Umfang als Kunstgewerbeschule in Kraft.

— Ein Flugblatt, „Die Schwarzfleckenkrankheit der Ahornblätter“, ist von der Biologischen Abteilung des Gesundheitsamtes herausgegeben worden. Bezugsquelle: P. Parey, Berlin.